



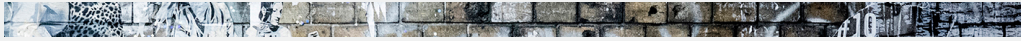
## Literarisches Schreiben – eine Leseprobe

### Prolog

„Edith, du spinnst“, höre ich meinen Mann sagen. Er hat diese drei Worte oft gesagt, sie haben sich festgesetzt in meinen Hirnwindungen. Ich würde viel darum geben, dem Echo den Hals umzudrehen, zuzusehen, wie es röchelt und sich auflöst in Lautlosigkeit. Aber ein Echo ist nur ein Schall. Vielleicht sollte ich meinem Mann an die Gurgel gehen? Sollte mich auf die Zehenspitzen stellen, damit er meine blauen Augenschlitze sieht, sollte meine Hände um seinen hervorstehenden Kehlkopf legen, der immerzu zuckt, wenn er lacht, über mich lacht, und zudrücken, bis er japst: „Edith, du spinnst“?

Aber mein Mann ist nicht mehr hier. Nicht mehr in unserem Haus in der Küche am Frühstückstisch aus weiß gestrichenem Ahorn. Ich schmiege mich mit dem Hintern tiefer in das Daunenkissen auf der Bank. Wie still es in mir ist. Wie die Worte aus meiner Hand in das Tagebuch fließen. Das sind keine Fetzen. Nein, das ist die ganze verdammte Geschichte.

Von draußen drängt sich ein Zwitschern in meine Gedanken, die Vögel haben ihren Takt noch nicht gefunden im April. Auch die Sonnenstrahlen sind unsortiert, stricheln zaghaft über mein Kleid. Sonst frühstücke ich im Morgenmantel. Ein alter Stoff, in dem die Strahlen versinken. Auf dem Kleid aber dürfen sie ein Muster bilden, ein feines Netz aus Licht. Ich werde das Lichtnetz gleich abstreifen, es zurücklassen. Es gehört in dieses Haus wie die Zeit, die ich hier verlebte. Nur die guten Erinnerungen sammle ich ein, die nehme ich mit, die gehören mir. Den Rest können die anderen behalten. Möbel, Teppiche, Geschirr, Kunst und Kleidung, mein Gott, was haben wir angehäuft, wie viel staubt da vor sich hin, wenn ich nicht putze. Ich hole aus mit meinem spitzen grünen Schuh und trete gegen die Bodenvase aus der Königlichen



Porzellanmanufaktur. Die kippt erst zögerlich, gewinnt an Schwung, kracht zur Seite, fünftausend Euro zersplittern am Boden.

An diesem Tisch habe ich meist morgens gegessen. Ach was, habe den Morgen weggedrückt. Ich mag ihn nicht, da bin ich noch nicht munter. Als die Jungen klein waren, habe ich ihnen Leberwurstbrote geschmiert, Tee in Flaschen gefüllt, einen Zettel dazugelegt: „Ihr seid toll, das dürft ihr nie vergessen.“ In die Schule habe ich sie nicht gebracht, das hat mein Mann erledigt. Ich bin eine Eule, werde spät am Tag erst munter. So wurde der Tisch in den frühen Stunden zu meiner Insel. Hier habe ich über Diäten und Neuanfänge sinniert, zwischendurch mit der flachen Hand auf die Platte geschlagen, dass die Kupfertöpfe am Wandhaken zitterten: „Ich schaffe das.“

Was genau ich meinte, war mir nicht klar und vielleicht bin ich deshalb steckengeblieben im Immergleichen. Mit wem hätte ich auch reden können? Also habe ich meine Phantasien vor mich hingelegt. Ich habe geträumt, wie meine Prallheit von den Wangen bis zu den Füßen sich zusammenzieht und mich zeigt, wie ich mich fühle: von ätherischer Blässe, verletztlich. Ich habe geträumt, ich verführte meinen Mann, hielt ihm meinen Mund hin, irgendwie lasziv und nebenbei, und er würde sich weiter und weiter in meine Lippen saugen, um daran zu hängen. Dankbar sein, für das, was ist, weil ich bin, wie ich bin. Drei andere Worte sagen: „Ich liebe dich.“ Nur geträumt!

Also habe ich die Mundwinkel gestrafft und die Tränen nach innen gedrückt, etwa so als würde man Rotz in der Nase hochziehen habe ich die Traurigkeit in mir festgehalten, damit mein Mann sie nicht sieht. Gestern kam der Rotz endlich raus. Was ich gestern tat, war richtig, ich bereue nichts.

\*\*\*